

Die Geschichte des Tabakanbaus in Hockenheim

Franz Anton Bankuti

Hockenheim war im letzten Jahrhundert für den Tabakanbau und die Tabakverarbeitung eine der bedeutendsten Städte in der Rhein-Neckar-Region. Von Boden und Klima begünstigt, fanden sich hier beste Bedingungen für den Anbau. Es folgten die notwendigen Tabakscheunen in den Bauernhöfen, die auch das Ortsbild prägten. Für die Bevölkerung wurde die Arbeit bei der Herstellung von Zigarren, Zigaretten oder losem Tabak zu einer wichtigen Einkommensquelle – sei es in Heimarbeit oder in der Zigarrenfabrik. Damit war allerdings auch eine Reihe sozialer Probleme verbunden, die gelöst werden mussten.

Tabak, Zigarren und Hockenheim gehören zusammen wie Faust und Mephisto. Der Tabakanbau und die Herstellung von Zigarren prägten über viele Jahrzehnte hinweg das Leben der Menschen in Hockenheim, sorgten teilweise für einen eigenen Rhythmus, schließlich war zumeist die gesamte Familie mit einbezogen. Kein Wunder, schließlich ist der Tabakbau sehr arbeitsintensiv. Positiv dabei war, dass der Tabakanbau wesentlich mehr Ertrag auf der gleichen Fläche brachte als etwa der Anbau von Getreide, vom zehner- bis zwanzigfachen Ertrag kann dabei ausgegangen werden. Dies kam den Menschen natürlich entgegen, schließlich herrschte hier bei der Vererbung die Realteilung, die vererbten Landstücke waren also immer kleiner geworden. Die Natur kam dem erfolgreichen Tabakanbau gewissermaßen entgegen, wir haben hier lockeren sandigen Boden, der dafür ideal ist.

Die Gedanken an die Zeit des Tabakbaus, die Zeit der vielen größeren und vor allem auch kleineren Zigarrenfabriken lassen immer auch ein wenig Nostalgie aufkommen.

Wer würde nicht gerne von »guter alter Zeit« sprechen. Da sei es natürlich auch erlaubt, mitunter ein wenig zu vergessen, dass der Arbeitsalltag unserer Vorfahren sehr hart war, sowohl für Männer als auch für Frauen. Die Frauen waren »nicht nur gefragt, sondern auch geplagt«, und etwas nachdenklich mag uns da machen, was wir aus einem zeitgenössischen Inspektorenbericht um 1900 über die Beschäftigung der Frauen in der Zigarrenfabrik lesen. Dort heißt es unter anderem: »Die notwendige Gelenkigkeit der Finger hat in dem Alter doch schon so abgenommen, dass der Verdienst kein lohnender mehr war ...« Es ging um die Frauen mit 40 Jahren!

Aber blicken wir beim Gesamtthema Tabak erst einmal kurz zurück. Vor über fünf Jahrhunderten, als sich Kolumbus mit seinem Tross auf große Tour machte, war die gesamte bis dahin bekannte Welt »ein großes Nichtraucherabteil«. Der Tabak hat damals die Welt wohl insgesamt ein bisschen »aufgemischt«. Kautabak, Schnupftabak, Pfeifen, Zigaretten und hier bei uns natürlich in erster Linie die



Wohn- und Arbeitssituation einer Heimarbeiterin, dargestellt im Tabakmuseum Hockenheim

Zigarren waren ein Teil des Alltagslebens geworden, bei »einfachen Leuten« ebenso wie in der höfischen Gesellschaft.

Kritik am Tabakgenuss gab es schon immer. Eine vornehme Dame soll den französischen Staatsmann Talleyrand aufgefordert haben, gegen den lasterhaften Tabakgenuss vorzugehen. »Sie haben Recht Madame, Rauchen und Schnupfen sind zwei Laster. Ich werde mich entschieden dagegen einsetzen, sobald Sie mir zwei Tugenden nennen, die der Staatskasse jährlich einhundertzwanzig Millionen Francs einbringen«, soll er ihr geantwortet haben.

Die Möglichkeit eines guten Ertrages hat den Tabakanbau auch bei uns populär gemacht. Wer die Frage stellt, seit wann in

Hockenheim Tabak angebaut wurde, wird vergeblich auf eine klare Antwort warten. Erste Erwähnungen des Tabakanbaus in der weiteren Region findet man in einer Urkunde aus dem pfälzischen Hatzenbühl von 1537. Sechs Jahrzehnte später wird erstmals die Kurpfalz erwähnt. Anzunehmen ist, dass durch den Dreißigjährigen Krieg und die herumziehenden Söldnerheere das Tabakrauchen hier verbreitet wurde.

Natürlich haben die Hockenheimer Landwirte kein Tagebuch geführt, in dem in etwa steht: Jetzt versuche ich mal, Tabak anzubauen. In den Akten erwähnt wird der Tabakbau in Hockenheim im Jahre 1728 und zwar, weil es »Zoff« gegeben hatte. Wir lesen

dort allerdings nur, dass Hockenheim endlich eine eigene Tabakwaage beansprucht, weil es immer wieder Streit gab wegen des Tabakwiegens. Näheres können wir dem Aktenvermerk von 1728 nicht entnehmen, erst aus Unterlagen aus dem Jahre 1865 erfahren wir etwas über die Ernteergebnisse in Hockenheim und darüber, dass Hockenheim einen guten Ruf als Tabakbaugemeinde hatte, dies rührte von der Qualität des Tabaks her, und schon damals hieß es: gute Qualität, gute Preise.

Aber der gute Lohn hatte natürlich auch seinen Preis: eine Anbaufläche von knapp 100 Ar konnte eine vierköpfige Familie während des ganzen Jahres beschäftigen. Schließlich war früher alles Handarbeit. Aus den Samen wurden Setzlinge, die auf den Feldern in die Erde kamen. Die Tabakernte war dann später eher zeremoniell als schnell. Die Erntezeit beginnt bereits nach drei Monaten und erstreckt sich vom Juli bis in den September. Die Tabakblätter werden einzeln vom Stock abgebrochen, die Blätter werden also »etagenweise« abgeerntet, beginnend mit den untersten Blättern, den Sandblatt-Gruppen, die wertvolleren Stücke sind dann die folgenden Sandblätter, danach wird das Haupt- und Obergut geerntet.

Zu Hause ging die sorgfältige Arbeit natürlich weiter, da der Wasseranteil von 85 Prozent auf 15 Prozent gesenkt werden musste; dadurch wurden auch chemische Reaktionen in Gang gesetzt. Und dann das Trocknen: Blatt für Blatt wurde der Tabak aufgefädelt und genäht. Die Blätter kamen an etwa ein Meter lange Bandeliers, diese wurden aufgebunden und mit dem Seil unter das Dach der Scheune oder des Schuppens gezogen. Sobald der erste Tabak trocken war, wurde er in Bündeln zusammengenhängt, man musste ja Platz für den nächsten schaffen. In einem Kasten wurden dann drei Bandeliers zusammengedrückt und



Tabakpflanze in Ausstellungsvitrine

gebündelt und je nach Sorte von Oktober bis etwa Mitte Februar weiter getrocknet.

Wichtig war dann auch die weitere Bearbeitung, die Fermentation des Tabaks. Dies ist ein speziell eingeleiteter Gärungsprozess, den man auch als Veredelungsprozess bezeichnet hat und der wichtig war für die Aromabildung des Tabaks. Viel Arbeit und Mühe also, bis der Tabak verkauft werden konnte.

Unvergessen sind natürlich die Erzählungen, die wir vielleicht noch von unseren Großeltern kennen, wenn es um das legendäre Tabakfädeln ging. Da halfen alle mit, und man saß bei der Arbeit auch abends in arbeitsam-gemütlicher Runde zusammen. Das herbstliche Tabakfädeln war also auch ein Treffpunkt, bei dem ganz bestimmt »über Gott und die Welt dischbutiert wurde«, und auch beim ei-



Modell einer Tabakscheuer

genen Most der Tabakbauern griff man bestimmt ganz gerne (kräftig) zu.

In Erinnerung sind vielen sicherlich noch die typischen Tabakschuppen, im Grunde genommen raffiniert ausgeklügelte Holzgebäudekonstruktionen, in denen der Tabak auf mehreren Ebenen aufgehängt werden konnte. Auch die Belüftung konnte mechanisch-individuell verschieden eingerichtet werden. Nach und nach verschwinden diese typischen Bauwerke in unserer Heimat, vor etwa zwei Jahrzehnten sind die riesigen Tabakschuppen am Stadteingang, von Reilingen kommend, verschwunden und haben einer großen Tankanlage Platz gemacht. Erst ein Jahrzehnt dürfte es her sein, dass die Tabakschuppen der Familie Schinke im Herzen der Stadt in der Oberen Hauptstraße neben dem Lutherhaus abgerissen wurden, hier entstand eine Wohnbebauung.

Kommen wir zurück zur Hauptsache: zum Tabak. Nach einer arbeitsreichen Saison stand also der Tabak jetzt zum Verkauf an. Zur Information: Die Bauern hatten mit den Tabak verarbeitenden Firmen Verträge, beim sogenannten Vertragsanbau gab es Vorab Zusagen durch die Unternehmen, den Tabak zu kaufen. Spannend war dann natürlich der jeweilige Preis.

Etwa zwei Wochen vor dem Verkaufstermin mussten die Tabakbauern in einem dafür vorgesehenen Wirtshaus Musterbüschel auslegen. Die Tabakkäufer konnten die Büschel begutachten und je nach Qualität den Preis festsetzen. Wenn nun die Käufer einen anderen Preis anboten, als der Tabakbauer sich vorgestellt hatte, konnte es schon mal Ärger geben. Deshalb hatte der Tabakbauverband Vermittler eingesetzt, die dann zur



Postkarte von 1896: Gasthaus »Zur Kanne« von S. Schwab.

Schlichtung beitragen sollten, das waren die Bonitier. Die Bonitier kamen zumeist aus Tabakbaufamilien und kannten sich rund um den Tabak bestens aus. Ihre Aufgabe war es, die Tabakpflanzer beim Aushandeln der Verkaufspreise zu unterstützen und Streitigkeiten zu schlichten.

Hockenheim hatte aber in der »damaligen Tabakwelt« nicht nur wegen der guten Qualität der Produkte einen guten Ruf, sondern auch wegen einer Persönlichkeit, die eng mit dem Tabakbau verbunden war: Philipp David Schwab. Schwab war der Sohn des Ochsenwirtes in Steinsfurt an der Elsenz, heute ein Stadtteil von Sinsheim. Wahrscheinlich hatten verschiedene Ochsenwirte untereinander Kontakt, jedenfalls hatte besagter Ochsenwirtssohn Philipp David Schwab das »Ochsewerdsannche«, die Tochter des Hockenheimer

Ochsenwirtes, kennen, und dann auch lieben gelernt.

Philipp David Schwab kam zunächst nach Mannheim und ging bereits in ganz jungen Jahren nach Paris und danach nach London. Bei seiner Rückkehr war er für die damalige Zeit »ein Mann von Welt«, schließlich beherrschte er die englische und französische Sprache, was ihm später sehr von Nutzen war, nicht nur als Dolmetscher in Mannheim, sondern auch bei seinen vielen späteren Reisen.

Im Jahre 1835 übernahm dann das junge Paar, das inzwischen geheiratet hatte – Philipp David Schwab war gerade 29 Jahre alt – die »Silberne Kanne« in Hockenheim. Die jungen Schwabs waren jetzt Gastwirte, Landwirte und Posthalter, die »Silberne Kanne« soll unter ihrer Regie großen Aufschwung genommen haben.



Denkmal für die Tabakarbeiterinnen
im Gartenschaupark

Erst hier in Hockenheim kam Philipp David Schwab mit dem Tabakbau in Berührung, in seiner Heimat im Kraichgau war der Boden dafür nicht geeignet. Es ist anzunehmen, dass Schwab sehr neugierig und sehr clever war und sich so schnell zu einem Tabakbauexperten entwickelte. Heute würde man vielleicht sagen: er hatte eine Marktlücke entdeckt. Nicht ganz verständlich ist es uns heute, dass keine weiteren Informationen über Schwab und seine »Beratertätigkeiten« zu finden sind; bekannt ist sein guter Ruf als Experte, der im Inland und im Ausland gefragt war. Zu den badischen Markgrafen Max und Wilhelm soll er gute freundschaftliche Verbindungen gehabt haben. Er hatte ein mustergültiges Hofgut, über das sich viele junge Landwirte vor Ort informierten. Philipp Da-

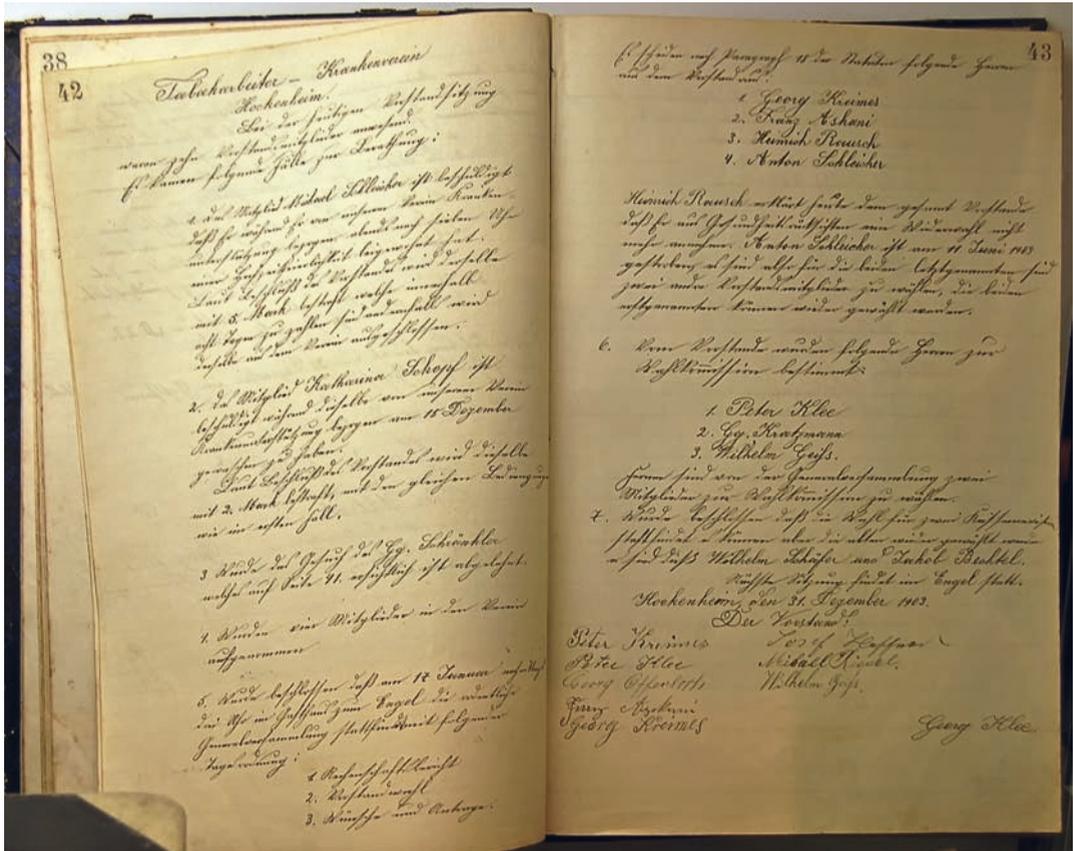
vid Schwab war zeitweise auch Bürgermeister von Hockenheim, das lag ihm aber wohl weniger, nach drei Jahren gab er das Amt wieder ab. Im August des Jahres 1864 starb Philipp David Schwab im Alter von 57 Jahren.

Kommen wir zurück zum Tabak – und damit in Hockenheim konsequenterweise zu den Zigarren. Aus einer Enzyklopädie aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammt der Satz: »Das Rauchen von Zigarren macht den Menschen ruhiger und zufriedener mit dem Schicksal.« Und gegen Ende des 19. Jahrhunderts lesen wir: »... die Zigarre gewährt einen Schutz gegen die Reizüberflutung«. Es war die Zeit der Zigarren also, von der schließlich auch Hockenheim profitierte.

Im Jahre 1802 eröffnete Freiherr Ludwig von Bilberbeck die erste reine Zigarrenfabrik in Mannheim. Um das Jahr 1860 gab es in Baden etwa 170 Zigarrenfabriken mit einer Jahresproduktion von etwa 40 Millionen Zigarren.

Mit dem damaligen wirtschaftlichen Aufschwung stieg auch der Zigarrenkonsum. Problematisch wurde es, als der Staat mehr Geld brauchte. So wurde 1879 der Zoll auf 100 Kilogramm Rohtabak von 24 auf 85 Reichsmark erhöht, zusätzlich erfand man eine »Gewichtsrohstoffsteuer«, so dass die Kosten im Tabakbereich um 500 Prozent gestiegen waren. Resignation oder drastische Senkung der Kosten bei der Herstellung, das war die Frage. Man entschied sich, mit möglichst billigen Kräften zu arbeiten. Und diese fand man auf dem Land. Viele Produktionsstätten wurden also verlagert, in ländlichen Regionen wurden zusätzlich Filialen großer Firmen errichtet.

Über ein Viertel der beschäftigten Menschen in unserer Region arbeitete in der Zigarrenindustrie. Zur Jahrhundertwende in das 20. Jahrhundert waren es etwa 30 000 Beschäftigte, vom Jahr 1913 ist die Zahl von 40 000 Beschäftigten bekannt. Die Möglich-



Ein Arbeiter-Krankenverein-Mitgliederbuch

keit, in der Zigarrenfabrik zu arbeiten, war für viele Familien eine wichtige Ergänzung zu den Einnahmen. Zudem waren die Fabriken zeitlich flexibel und täglich elf Stunden geöffnet, bezahlt wurde nach der gefertigten Stückzahl. Der Frauenanteil an der Arbeit in der Zigarrenindustrie stieg von anfangs 70 Prozent auf bis zu 90 Prozent.

Das macht schon zahlenmäßig deutlich, dass die Last und die Belastung für Frauen immer größer wurde. Längst bestimmen nicht mehr »Kinder, Küche, Kirche« den Alltag der Frauen, längst sind es »Familie, Fabrik, Feldarbeit«. Das Leben der Frauen in Hockenheim war von harter Arbeit geprägt, der

Lebenslauf und der Lebensrhythmus waren vorgezeichnet. Als Kind half das Mädchen der Mutter bei der Heimarbeit, weil diese wegen der kleinen Kinder nicht in die Fabrik gehen konnte. Außerdem half das kleine Mädchen, so gut es konnte, bei der Feldarbeit und bei der Versorgung des Kleinviehs. Nur am Rande sei erwähnt, dass sich das Alles in sehr beengten Räumlichkeiten abspielen musste. Im Klartext heißt das, dass man in einem Raum wohnte und lebte, die Wäsche wusch und trocknete. Hier musste man auch kochen und essen und oft nachts auch schlafen, tagsüber war das auch der Arbeitsraum für die Heimarbeit.

Die im Haushalt mithelfenden Mädchen absolvierten die Schulzeit und wurden mit zwölf Jahren aus der Schule entlassen. Zumeist führte ihr Weg dann in die Zigarrenfabrik, dort wurden die sie angelernt, und die Familie konnte froh sein, dass jetzt ein weiterer Verdienst in die Familienkasse kam. Bei entsprechender Geschicklichkeit konnten es die jungen Frauen schnell in die höchste Lohnstufe schaffen. Dass die jungen Frauen in der Erntezeit bei der familiären Landwirtschaft mithelfen mussten, war von den Zigarrenfabrikanten eingeplant.

Im normalen Lebensablauf der jungen Frau kam dann die Heirat. Sie bekam selbst Kinder, war auf Heimarbeit angewiesen, die ja weit schlechter bezahlt wurde – und man war wieder in der »Armutphase« des Familienzyklus.

Wie bereits erwähnt, war mit 40 Jahren bei den Frauen die Beschäftigung zumeist abgeschlossen. Neben der nachlassenden Gelenkigkeit der Finger, waren auch immer wieder Erkrankungen der Atemwege festzustellen, ebenso kamen Blutarmut und Hautleiden oft vor. Eine leichte Nikotinvergiftung durch den steten Tabakdunst und -staub führte oftmals unter anderem zu Kopfschmerz, Schwindel und Herzklopfen. In einem Bericht lesen wir über das »fahle und blasse Aussehen der Mädchen und Frauen, auch derer mit einst blühend roten Wangen«.

Die regelmäßigen Berichte brachten aber nach und nach Verbesserungen der Arbeitsbedingungen. Ab etwa 1880 waren Gewerbeinspektoren unterwegs und untersuchten die Situation der Tabakarbeiterinnen. Die Firmen erhielten Auflagen für die Größe und Belüftung der Arbeitsräume. Zu den Vorschriften gehörte auch, dass für je zehn Personen ein Spucknapf aus Emailblech aufzustellen war, der täglich mit frischem Wasser gefüllt wurde. Nebenbei bemerkt: das Ausspucken auf den

Boden war aus hygienischen Gründen verboten worden.

Auch einen »Mutterschutz« kannte man schon. Eine Frau durfte insgesamt acht Wochen vor und nach der Geburt eines Kindes zuhause bleiben, anfangs ohne Lohnersatz, später gab es Geld für drei, dann für vier und schließlich für sechs Wochen.

Eine Gemeinde wie Hockenheim freute sich natürlich, wenn Arbeitsplätze durch Zigarrenfabriken oder Filialen geschaffen wurden. Der Aufwand für die Versorgung der Armen ging dadurch zurück, in den Zigarrenfabriken konnte oft auch noch Arbeit finden, wer für die landwirtschaftliche Arbeit zu schwach oder kränklich war. Außerdem wurde in der Zigarrenfabrik während des ganzen Jahres gearbeitet.

Ein gewisses Problem stellte die Kinderarbeit dar. Sie war nur in ganz geringem Umfang erlaubt, Lehrer und Pfarrer wetterten dagegen. Was sollte der Fabrikant tun, wenn die Eltern darum bettelten, dass der Sohn etwas dazuverdienen darf – bestimmt keine leichte Entscheidung.

Die erste Zigarrenfabrik in Hockenheim wurde 1860 gegründet. Philipp David Schwab hatte seinen beiden Freunden Piazolo und Ickrath dazu geraten. Die Fabrik stand in der Karlsruher Straße, am ehemaligen Standort der Zehntscheune. Die Zahl der Beschäftigten war von anfangs 50 auf etwa 300 angestiegen, in Kirrlach und Rheinhausen wurden Filialen eröffnet. Nach dem Ersten Weltkrieg kamen die Probleme: Einführung der Bandrolensteuer, hohe Arbeitslosigkeit, dadurch auch Konsumrückgang. 1925 schloss die erste Zigarrenfabrik wieder. Später eröffnete dort Ludwig Schmeckenbecher seine Zigarrenfabrik.

An der Stelle, an der seit 1911 die katholische St. Georgskirche steht, hatte der jüdi-

0000/107-1 2

La Paloma-Post



W E R K Z E I T U N G

August Neuhaus & Co, ZIGARRENFABRIKEN SCHWETZINGEN

Dr. Alfred Hugo Neuhaus, ZIGARRENFABRIKEN HOCKENHEIM

4. Jahrgang

Weihnachten 1954

Sröbliche Weihnachten!

Und wieder wünschte ich Euch allen ein frohliches, glückliches und zufriedenes Weihnaditofest. Ein Fest der Freude und des Friedens.

Das zu Ende gehende Jahr brachte der deutschen Wirtschaft eine weitere gut fundierte und gesunde Entwicklung, wenn auch die stürmische und von der ganzen Welt bewunderte Aufwärtabewegung in etwas ruhigeren Bahnen geleitet wurde. Aber das war gut so und trägt zur inneren Befundung bei.

Nachharten und zähen Kämpfen kam auch die Einkommen-Steuerreform zu Stande, die allen und besonders der Wirtschaft die nun dringendst erforderliche Erleichterung bringt. Wenn auch die Hoffnungen u. Wünshe noch weiterwachen, so wollen wir vorläufig mit dem Erzielten zufrieden sein, zumal die Aussicht besteht, bei weiterer gesunder Entwicklung auch noch weitere Erleichterungen zu bekommen. Wichtig ist, daß wir

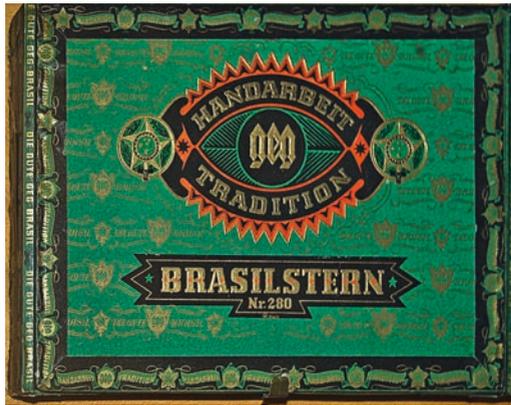
De-Mark, die heute zu den besten Währungen der Welt zählt, ihren Wert behält, u. daß wir einen starken Sinnanzminister haben, der sich bestens aufpost. Auch uns brachte das Jahr eine weitere Aufwärtabewegung und vor allem, was wesentlich ist, eine Stabilisierung, eine Festigung unserer anerkannten Qualitätsmarken. Das Renommee, der gute Ruf unserer Produkte ist heute unbestritten und hat durch den weiter gestiegenen Export internationale Anerkennung gefunden.



Nur beste Tabake, beste Sumatras, feinste Beasts, beste Zanos haben wir gekauft.

Bei Sumatras Sandblatt haben wir gegen stärkste internationale Konkurrenz die besten beiben Parteien gekauft und haben uns wegen der Qualität und der besten Art nicht geistert die notwendigen höchsten Preise zu bezahlen. Unsere Meister und all' unsere Beistatinnen und

Eine Ausgabe der Werkszeitung Neuhaus aus dem Jahr 1954



Eine Kiste für GEG-Brasilstern-Zigarren

sche Kaufmann Isaac Hockenheimer seine alte Glaserei zu einer Zigarrenfabrik umgestaltet. Er zog dann in die Nähe des Bahnhofs und betrieb dort viele Jahre die Firma »Isaak Hockenheimer & Söhne«, die dann später von der Firma Neuhaus übernommen wurde. Bis in die siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts wurden hier Zigarren produziert.

In der Parkstraße in Hockenheim hatte die Firma Halle und Bensinger ihre Produktionsstätte, in der Ludwigstraße die Firmen Kosel und C & M Bensinger, in der Karlsruher Straße 20, an der Ecke zur Wilhelm-Leuschner-Straße die Firma Rieger & Co aus Karlsruhe. An der Ecke Hildastraße/Carl-Theodor-Straße war Max Hockenheimer, in der Oberen Hauptstraße, im heutigen Gebäude der Stadtwerke, die Firma Albert Lewison, später nach Großbrand und Wiederaufbau die Stuttgarter Firma Dr. Eckert beheimatet. In der Hirschstraße produzierte die Firma Justin Neu und an der Ecke Heidelberger Straße/Ottostraße, im oberen Stock des ehemaligen Gasthauses »Löwen«, in dem sich früher auch die Ring-Lichtspiele befanden, war ganz früher die Zigarrenfabrik Runkel und Broda untergebracht.

Die ehemalige Geriatrie Rehaklinik an der Ecke Parkstraße/Rathausstraße, also das frühere städtische Krankenhaus, davor Kreiswanderherberge und nach dem Zweiten Weltkrieg Flüchtlingslager, war zur Jahrhundertwende die Zigarrenfabrik von Michael Vetter. Viele kleine Unternehmen und Manufakturen ergänzten das breite Spektrum, in Hockenheim sprach man von den kleinen »Zigarrenquetschen«.

Ganz anders war die im Volksmund sogenannte »Gnoss«, das war die Großeinkaufsgenossenschaft GEG, die sich 1904 am Anfang der Luisenstraße gegenüber der evangelischen Kirche angesiedelt hatte. Um 1930 hatte man etwa 700 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die sozialen und hygienischen Verhältnisse galten als richtungsweisend.

Nach wie vor war Erfahrung und Geschicklichkeit beim »Zigarrenmachen« wichtig. Die Zigarre bestand aus drei Teilen: Einlage, Umblatt und Deckblatt. Bei der Einlage war die Mischung bedeutend für den Geschmack. Das Umblatt hält die Einlage zusammen, Einlage und Umblatt bilden zusammen den sogenannten Wickel, damit kannten sich die Wickelmacherinnen aus. Die Zigarrenmacherinnen waren für das Deckblatt zuständig, und dieses Deckblatt bestimmte das Erscheinungsbild der Zigarre, also war es aus ganz erlesenen Tabaken gefertigt.

Dann kam die Arbeit des Sortierers, das war übrigens ein offizieller Lehrberuf. Unter 1000 Zigarren, so sagte man, kann ein erfahrener Sortierer etwa zehn Sorten herausfinden, dann wieder drei bis vier Farben und noch verschiedene Schattierungen. Und dann suchte der Sortierer natürlich die aller schönsten Zigarren aus für die oberste Reihe im schmucken Holzkästchen, den sogenannten »Spiegel« – mit Tricks wurde eben schon immer gearbeitet.



Aufkleber für Zigarrenkisten (Alle Abbildungen in diesem Beitrag stammen von Volker Kronemayer)

Was ist in Hockenheim geblieben von der Tabak- und Zigarrenzeit? Auf jeden Fall die Erinnerungen und die nicht zu unterschätzende Tatsache, dass durch Tabak und Zigarrenindustrie das nunmehr zur Stadt gewordene Hockenheim profitieren konnte. Denken wir an das für damalige Verhältnisse großzügig gebaute Rathaus, die beiden großen Kirchen und andere herausragende Baulichkeiten. Längst gibt es keine Tabakbauern mehr. Die Zahl der Tabakbauern, und vor allem der Nebenerwerbslandwirte mit Schwerpunkt Tabak, war bereits Anfang der siebziger Jahre stark zurückgegangen, als der »Blauschimmel« die Ernte teilweise vernichtet hatte. Einige große Tabakbauern machten weiter, zum Schluss kamen drei Viertel der Erlöse aus Subventionen der Europäischen Union. Als diese vor etwa einem Jahrzehnt gestrichen wurden, war dies zugleich das endgültige Aus für den

Tabakanbau in Hockenheim und in der Umgebung.

Die Welt des Tabakanbaus und das Leben der Tabakbauern und ihrer großen Familien, die Arbeit in den Zigarrenfabriken und vieles mehr rund um Tabak und Zigarren wird im Tabakmuseum in Hockenheim lebendig. In der Zehntscheune im Herzen der Stadt kann man ein wenig eintauchen in die Tabak-Historie Hockenhems.



Anschrift des Autors:
 Franz Anton Bankuti
 Höhenstraße 10
 74915 Waibstadt